



Emil Löbl

Kultur und Presse

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert
von Wolfgang Duchkowitsch



Nomos

Edition Reinhard Fischer



ex libris
kommunikation

Reihe ex libris kommunikation

Klassische Texte über Medien und Kommunikation

Begründet von Detlef Schröter und Hans Wagner

Herausgegeben von
Hans Wagner und
Philomen Schönhagen

Neue Folge – Band 19

Emil Löbl

Kultur und Presse

Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert
von Wolfgang Duchkowitsch



Nomos

Edition Reinhard Fischer



**ex libris
kommunikation**

Die Reihe „ex libris kommunikation“ wird gefördert durch den Verleger des Donaukurier, Georg Schäff, Ingolstadt, sowie durch den Verleger der Nürnberger Nachrichten, Bruno Schnell, Nürnberg.

© Titelbild: Hans Wagner

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-3961-5 (Print)

ISBN 978-3-8452-8246-6 (ePDF)

1. Auflage 2017

© Nomos Verlagsgesellschaft/Edition Reinhard Fischer, Baden-Baden 2017. Gedruckt in Deutschland. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort der Reihen-Herausgeber

Erstmals legen wir mit diesem Band 19 ein Werk der sogenannten Praktikerliteratur vor. Den Begriff hat Otto Groth in seiner Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft für eine große und in ihrer Bedeutung zumeist unterschätzte Reihe von Schriften eingeführt, die um die Wende zum 20. Jahrhundert von Journalisten und Verlegern verfasst und veröffentlicht wurden. Das Motiv dafür gibt Emil Löbl, ein renommierter Wiener Journalist, ganz unverstellt an: Die Wissenschaft habe sich bis dahin mit der Presse nur entweder historisch oder nebenher beschäftigt. Daher versuchen die Pressepraktiker die Lücke zu füllen und den widerstrebenden Wissenschaftlern sowohl wie dem Publikum die gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung der Presse zu erklären. Emil Löbls Werk über ›Kultur und Presse‹ von 1903 ist zweifellos das wichtigste, kenntnisreichste und anregendste Buch dieser Praktikerliteratur.

Mit seinen rund 300 Druckseiten ist es zugleich das umfangreichste. Daher sind wir mit dem Herausgeber dieses Bandes, unserem Wiener Kollegen Wolfgang Duchkowitsch, übereingekommen, zwei kleinere Kürzungen im Text vorzunehmen, die jedoch den Gedankengang des Werkes nicht stören oder gar brechen. Diese Auslassungen sind in der vorliegenden Ausgabe markiert und an Ort und Stelle jeweils kurz begründet. Darüber hinaus haben wir ein rundes Dutzend überlanger Fußnoten gestrichen, die weniger zur Gedankenführung der Sachdarstellung beitragen, vielmehr Exkursionen in das Reich der Kuriositäten oder in kaum noch nachvollziehbare zeitgenössische Debatten waren. Eine Reihe weiterer Fußnoten sind gekürzt und entsprechend markiert.

Von den genannten Kürzungen abgesehen, ist im diesem Band der Originaltext der Erstausgabe unverändert nachgedruckt. Orthographie und Interpunktion des Originals wurden beibehalten,

einige offensichtliche Druckfehler korrigiert; übernommen wurden durchweg auch die im Original gesperrt gedruckten Hervorhebungen, die in diesem Band *kursiv* gesetzt sind. Literaturnachweise und Zitatbelege wurden ohne weitere Kennzeichnung gelegentlich präzisiert oder ergänzt, Zählung und Stil der Fußnoten insgesamt dem Standard der Reihe *ex libris kommunikation* angepasst. Sämtliche Überschriften entsprechen dem Originalwerk ebenso wie die Gliederungsziffern und Ordnungsmarken der einzelnen Kapitel und Abschnitte – auch wenn diese nicht durchgehend mit letzter Konsequenz transparent eingesetzt sind, wie schon die Inhaltsübersicht ausweist. Dass wir Emil Löbl (S. 65) mit einem einigermaßen ansprechenden Porträtfoto vorstellen können, verdanken wir der Findigkeit von Heinz Starkulla jr.

Mit Wolfgang Duchkowitsch konnten wir einen ebenso engagierten wie sachkundigen Herausgeber und Kommentator für Löbels Werk gewinnen. Für die Mühe, die er mit der Herausgabe dieses Bandes auf sich genommen hat, sind wir ihm zu großem Dank verpflichtet. Seine die Schrift Löbels begleitenden Interpretationen können sicher dazu beitragen, dieses Werk auch heute noch und heute wieder mit Gewinn zu studieren. Darin nämlich steckt mehr Aktualität, als man auf den ersten Blick vermuten möchte.

München, im Mai 2017

Hans Wagner
Philomen Schönhagen

Inhalt

Wolfgang Duchkowitsch *Emil Löbl und sein Werk*

Vorwort	9
1. Verpönt, verborgen, vergessen	11
2. Löbels Lebensweg	15
3. Das Buch ›Kultur und Presse‹	22
4. Die Edelfeder	35
5. Löbels Literaturarbeit	38
6. Kernstücke des Werks	42
6.1 Publizitätsvermittlung	42
6.2 Journalismusausbildung	44
6.3 Kulturmission der Presse	45
6.4 Buch und Zeitung	46
6.5 Öffentliche Meinung und Presse	50
7. Die Rezeption: Anerkennung und Kritik	51
7.1 Buchanzeigen und Besprechungen	51
7.2 Leserkreis	52
7.3 Zeitgenössische Rezeption	53
7.4 Nachfolgende Rezeption	56

Emil Löbl

Kultur und Presse

Vorwort	66
Einleitung	67
<i>Erster Teil: Die Zeitung (der Journalismus)</i>	78
1. Kapitel: Begriffsbestimmung *	78
2. Kapitel: Einteilung	79
A. Politische Zeitungen	80
B. Nichtpolitische Zeitungen	82

* Mit * gekennzeichnete Teile sind in dieser Ausgabe nicht wiedergegeben.

3. Kapitel: Stoff	85
1. Das Stoffgebiet der Presse und dessen Wandlungen	85
2. Gliederung des Stoffes	94
a) Die innere Gliederung des Stoffes	95
1. Abs.: Referierender Teil	95
2. Abs.: Räsonierender Teil	123
3. Abs.: Schöngestiger Teil	136
4. Abs.: Publizitätsvermittelnder Teil	137
b) Die äußere Einteilung des Blattes	149
4. Kapitel: Die journalistische Praxis	155
1. Abs.: Die Grundregeln	155
2. Abs.: Die Formgebung	163
3. Abs.: Äußere Momente	193
a) Titel	193
b) Erscheinungsmodus	197
c) Format und Umfang	201
d) Preis und geschäftlicher Betrieb	204
<i>Zweiter Teil: Die Journalistik</i>	224
1. Kapitel: Die Berufsjournalistik und ihre Stellung in der Gesellschaft	225
2. Kapitel: Die Anonymität	246
3. Kapitel: Journalistische Ausbildung	256
<i>Dritter Teil: Presse und Gesellschaft</i>	266
1. Kapitel: Die Presse und das geistige Leben	266
2. Kapitel: Die Presse und die öffentliche Meinung	294
1. Abs.: Die Eigenart der journalistischen Produktion ..	294
a) Die Aufgaben der Presse	294
b) Die Mittel ihrer Wirksamkeit	301
2. Abs.: Die materielle Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse	305
3. Abs.: Presse und Politik	309
<i>Vierter Teil: Presse und Staatsgewalt</i> *	317
Schlußbetrachtung: <i>Die Zukunft der Presse</i>	318

Wolfgang Duchkowitsch
Emil Löbl und sein Werk

Vorwort

»Kultur und Presse« ist in vier Teile gegliedert: Teil 1: Die Zeitung (der Journalismus), Teil 2: Die Journalistik, Teil 3: Presse und Gesellschaft und Teil 4: Presse und Staatsgewalt. Die »Schlussbetrachtung« trägt den Titel »Die Zukunft der Presse«. Der Umfang des Werks beträgt 291 Seiten. Aus Gründen einer Umfangbeschränkung wurde der Neudruck gekürzt. In Übereinstimmung mit den Herausgebern der Reihe »*ex libris Kommunikation*«, betreffen die Kürzungen das erste Kapitel des ersten Teils (»Begriffsbestimmung«) sowie den Teil 4 (»Presse und Staatsgewalt«). Außerdem war es angezeigt, Streichungen oder Kürzungen von teilweise sehr ausführlich geratenen Fußnoten vorzunehmen, die für die damaligen Leser gemäß ihrem Vorwissen gewiss erhellend und begreifbar waren. Würden im Neudruck alle Fußnoten oder diese ungekürzt wiedergegeben, wäre ein zusätzlicher Anmerkungsapparat vonnöten, der zur nicht vertretbaren Edition eines Begleitbandes führen müsste. Kürzungen der Fußnoten sind gekennzeichnet.

Das Programm für die Gestaltung der Begleittexte für den Neudruck sah gemäß der Konzeption von Hans Wagner eine Biographie von Emil Löbl, eine Darstellung des Werks sowie einen Kommentar zum Werk vor. Drei Punkte führten dazu, diese Konzeption im Verlauf der Vorbereitungen für den Neudruck zu modifizieren: Erstens die gebotene Rezeption der klugen Befunde von Michael Meyen und Maria Löblich zur »Kultur und Presse«,¹

¹ Michael Meyen / Maria Löblich: *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. Konstanz 2006.

zweitens die Besinnung darauf, dass Löbl am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien erstmals erst 1995 die ihm zukommende Beachtung gefunden hat und drittens die Sinnfälligkeit, manche Kommentare zu Aussagen von Löbl bereits in der Darstellung des Werks vorzunehmen.

Die Begleittexte zum Neudruck des Werks »Kultur und Presse« sind nun in folgende Abschnitte gegliedert. Der erste erhellt die Gründe, weshalb Emil Löbl, 1863 in Wien geboren und 1942 in Wien gestorben, am 1938 gegründeten Institut für Zeitungswissenschaft bzw. am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien jahrzehntelang unbeachtet geblieben ist. Der zweite Text gewährt Einblicke in den Lebensweg von Emil Löbl. Der dritte führt in das Werk ein. Der vierte rezeptiert die Tätigkeit von Löbl als Feuilletonist wie auch als Verfasser von Beiträgen über die ökonomische, gesellschaftliche und politische Bedeutung der Presse. Der fünfte Begleittext referiert exemplarisch, welche Literatur Löbl in welcher Weise verarbeitet hat und welche nicht. Der sechste Text setzt sich mit substantiell erachteten Aspekten des Werks auseinander: Publizitätsvermittlung, Journalismusausbildung, Kulturmission der Presse, Buch und Zeitung, sowie öffentliche Meinung und Presse. Der siebente referiert die zeitgenössische Rezeption des Werks durch Karl Bücher, Max Weber und Ferdinand Tönnies. Anschließend reflektiert er, in welcher Weise und mit welchem Ergebnis Otto Groth sowie Michael Meyen und Maria Löblich sich mit »Kultur und Presse« befasst haben, sofern Elemente deren Rezeption aus inhaltlichen Motiven nicht schon in vorangegangenen Abschnitten aufgezeigt wurden. Zu guter Letzt führt dieser Text vor Augen, welche Vorzüge Andreas Hepp aus transkultureller Perspektive in Positionen von Löbl zu erkennen gewusst hat.

1. *Verpönt, verborgen, vergessen*

Meine Kenntnis von Emil Löbl verdanke ich Wolfgang R. Langenbacher, 1985 bis 2006 Vorstand des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Aufmerksam auf ihn machte er mich 1992 anlässlich einer Veranstaltungsreihe im Gedenken an die 1942 erfolgte Eröffnung des Instituts für Zeitungswissenschaft. Mein vormaliges Wissensdefizit war Frucht wesenseigenen Umgangs mit Löbl am Institut während der NS-Ära wie auch noch weit über die Nachkriegszeit hinaus.

Totgeschwiegen wurde Löbl als Feuilletonist und Journalist wegen seiner jüdischen Herkunft bis zum Endes des Institutsbetriebs im Wintersemester 1944/45 – ganz im Sinn der Ahndung des Wiener jüdischen Feuilletons durch Wilmont Haacke, Assistent am Institut, 1940 vorgenommen in einem Beitrag für das »Handbuch der Zeitungswissenschaft«.² Am 1946 wieder errichteten Institut für Zeitungswissenschaft dachte niemand daran, sich mit dessen nationalsozialistischer Vergangenheit zu beschäftigen. Dem Schweigen über die ideologische Penetration des Instituts gemäß verblieb Emil Löbl in geistig aufgezwungener Vergessenheit. Symptomatisch dafür ist, dass Kurt Paupié, Leiter des Instituts ab 1960, Löbl weder im Personenregister noch im Literaturverzeichnis seines zweibändigen »Handbuchs der österreichischen Pressegeschichte« angeführt hat.³ Dabei wäre eine Eintragung gerechtfertigt gewesen. Löbl hatte viele Jahre als Chefredakteur der »Wiener Zeitung« gedient und danach von 1917 bis zu seiner Vertrei-

² Wilmont Haacke: Das Wiener jüdische Feuilleton. In: Walther Heide (Hrsg.): Handbuch der Zeitungswissenschaft, Leipzig 1940, Sp.2011–2072, hier insbes. Sp. 2068.

³ Kurt Paupié: Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848–1959. 2 Bände. Wien/Stuttgart 1960 und 1966.

bung am 12. März 1938 als Chefredakteur im »Neuen Wiener Tagblatt« gewirkt. Während meiner Studienzeit in den 1970er Jahren kam Löbl am Institut nie vor. Weiterhin gewürdigt wurde vor allem Ernst Viktor Zenker, Journalist und Schriftsteller, mit seinen pressehistorischen Arbeiten.⁴ Häufig verwiesen wurde überdies auf seine 1904 in Wien publizierte »Bibliographie zu einer allgemeinen Geschichte des Zeitungswesens«. Sie galt als Fundort schlechthin für studentische Forschungsarbeiten, die zeitlich im 17., 18. oder im 19. Jahrhundert angesiedelt waren. Zenker hat »Kultur und Presse« in seiner Bibliographie nicht verzeichnet, vermutlich deshalb, weil es programmatisch nur sporadisch Hinweise auf die Geschichte des Zeitungswesens enthielt. Doch wie auch immer, auch vor diesem Hintergrund blieb der Zugang am Institut zu Emil Löbl versperrt.

In den späten 1970er und frühen 1980er Jahren stand am Institut eine Beschäftigung mit seiner Geschichte während der NS-Zeit außerhalb jeglichen Denkhorizonts. Deutlich sichtbar darin, dass Marianne Lunzer, Leiterin der historischen Abteilung des Instituts, Ende 1984 anlässlich ihrer Emeritierung zusätzlich zu einer Festschrift ein antiquarisch erworbenes Exemplar des »Handbuchs der Zeitungswissenschaft« als Abschiedsgeschenk des Instituts erhalten hat. Zaghafte wurde bloß erwogen, Pressegeschichte gemäß den Überlegungen von Winfried B. Lerg begrifflich durch Kommunikationsgeschichte zu ersetzen.⁵ Wolfgang R. Langenbacher griff nach seiner Betrauung mit der Leitung des

⁴ Ernst Viktor Zenker: Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Wien und Leipzig 1892. Ders.: Die Wiener Presse. In: *Wiener Almanach*. Jg. 1893. Wien 1893, S. 321–327. Und ders.: Geschichte der Journalistik in Österreich. Wien 1900.

⁵ Winfried B. Lerg: Pressegeschichte oder Kommunikationsgeschichte? In: *Presse und Geschichte*. München 1977, S. 9–24.

Instituts die Idee eines derartigen Perspektivenwechsels auf und lud nach Wien zu einer international ausgerichteten Tagung über »Wege zur Kommunikationsgeschichte« ein.⁶ Die 1985 erfolgte Tagung führte am Institut in methodologischer und fachhistorischer Hinsicht zu neuen Ufern. Sie ließ Erkenntnisinteressen wachsen. In fachhistorischer Hinsicht führte das Engagement von Langenbucher 1990 zum Symposium »Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung«.⁷ Vom Erfolg dieses Symposiums beflügelt, fand die frühe Zeitungswissenschaft in »Wien um 1900« bei einer Tagung der »Österreichischen Forschungsgesellschaft« in Kooperation mit dem Institut 1995 erstmals zentrale Beachtung. Die Tagung lieferte in Wien, im Geburts- und Sterbeort von Emil Löbl, erstmals eine längst fällig gewesene Begegnung mit dem Werk »Presse und Kultur«, insbesondere mit den darin getroffenen Aussagen über die kulturelle Mission der Zeitung und die Kulturtechnik Lesen.⁸ Sie setzte sich 2002 in den »Schlüsselwerken für die Kommunikationswissenschaft im 20. Jahrhundert« fort.⁹

Nun liegt in diesem Band 19 der Reihe *ex libris kommunikation* der Neudruck des Werks dank des Engagements von Hans Wagner vor. Gemäß der Eignung des Wiener Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als bewährte Pflegestätte medien-

⁶ Wolfgang R. Langenbucher / Manfred Bobrowsky: Wege zur Kommunikationsgeschichte. München 1987.

⁷ Wolfgang R. Langenbucher: Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung. München 1990.

⁸ Wolfgang Duchkowitsch: Verstellte oder hellsichtige Blicke? Zeitungskunde und Zeitungskultur. In: Sigurd Paul Scheichl / Wolfgang Duchkowitsch: Zeitungen im Wiener fin de siècle. Wien/München 1997, S. 21–58, 47–52.

⁹ Wolfgang Duchkowitsch: Emil Löbl. In: Christina Holtz-Bacha / Arnulf Kutsch: Schlüsselwerke der Kommunikationswissenschaft im 20. Jahrhundert. Köln 2002, S. 276–277.

und kommunikationshistorischer Lehre und Forschung möge er dazu dienen, das jahrzehntelang am Institut in tiefe Schatten von Zeitläuften geratene Schaffen von Emil Löbl geistig nach Wien zu holen und im Rahmen fachhistorischer Lehrveranstaltungen fest zu verankern. Er möge es Studierenden der Medien- und Kommunikationswissenschaft, der Geschichtswissenschaft, der Kulturwissenschaft und der Soziologie, gleich an welcher Universität oder Hochschule auch immer, sowie – ein sehr hoher Anspruch – Journalistinnen und Journalisten befähigen, mit Lust und Nutz in ein Werk einzutauchen, das Michael Meyen und Maria Löblich 2006 zu den »Klassikern der Kommunikationswissenschaft« gekürt haben,¹⁰ in ein Werk, das in Österreich ohnegleichen geblieben ist. Zum Einstig in die Lektüre möge der folgende Gedanke aus dem Vorwort helfen: »Ob die Zeitungskunde den Rang einer Wissenschaft beanspruchen darf, ist strittig; sicherlich aber ist gegenüber einem Kulturphänomen von der Bedeutung der modernen Presse wenigstens eine wissenschaftliche Betrachtungsweise geboten, welche die objektive Feststellung von Tatsachen und Zusammenhängen anstrebt.« (66)¹¹

¹⁰ Meyen / Löblich, *Klassiker*, (Fn 1) S. 129-144.

¹¹ *Zitierweise*: Seiten-Zahlen in diesem Text, meist im Zusammenhang mit Zitaten aus Löbels Werk, die ohne weitere Angaben eingefügt sind, verweisen durchweg auf Fundstellen in diesem Band. – Seiten-Zahlen im Text, denen ein Asterisk (*) vorangestellt ist, verweisen auf solche Fundstellen im Originalwerk Löbels, die im vorliegenden Band nicht abgedruckt wurden.

2. Löbels Lebensweg

Emil Löbl kam am 6. Februar 1863 als jüngstes von sechs Kindern des jüdischen Ehepaars Isak Ignaz und Rosalia Theresia Löbl zur Welt. Sein Vater war Kaufmann, seine Mutter Hausfrau.¹² Seine Kindheit und Jugendzeit liegen im Dunkeln. Vermutlich besuchte er das Akademische Gymnasium im 1. Wiener Gemeindebezirk, wohin jüdische Familien aus dem gut situierten Bürgertum ihre Söhne gerne hingeschickt hatten.¹³ Nach der Matura arbeitete er als Feuilletonist und innenpolitischer Redakteur bei der 1848 gegründeten Zeitung »Die Presse«, außerdem im Stenographenbüro des k.u.k. Reichsrates. Dort lernte er nicht nur die Mitglieder des Herren- und Abgeordnetenhauses kennen, sondern auch alle Belange des Reichs. Seine Aufgabe bestand darin, die Reden der Abgeordneten zu protokollieren. Da manche Abgeordnete un- deutlich oder nicht immer zusammenhängend redeten, er aber einen schlüssigen und präzisen Text vorzulegen hatte, erhielt er eine Schulung in Logik und Stilistik, die ihm in seiner weiteren Laufbahn als Journalist zu Gute kam.¹⁴ An der Universität Wien studierte er Rechtswissenschaft. Dort machte ihn Carl Menger mit den Anschauungen der österreichischen Nationalökonomie vertraut.¹⁵ 1887 erwarb er das für Personen jüdischer Herkunft begehrte Heimatrecht,¹⁶ da – bis auf Ausnahmen – nur getaufte

¹² Matrikelamt der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

¹³ Steven Beller: *Wien und die Juden 1867–1938*. Wien/Köln/Weimar 1993, S. 54–59.

¹⁴ Emil Löbl: *Verlorenes Paradies. Erinnerungen eines alten Wieners*. Wien 1924, S. 75 und S. 77 f.

¹⁵ *Österreichisches biographisches Lexikon*. Band 5. Wien/Köln/Graz 1972, S. 270.

¹⁶ Wiener Stadt- und Landesarchiv, MZ 207076/87; CZ 9937/87.

Juden in den höheren Staatsdienst aufgenommen wurden.¹⁷ Im selben Jahr leistete er den Staatsbürgerschaftseid. 1891 promovierte Emil Löbl zum Doktor der Rechte. In der Studienwahl sowie in der Arbeit als Journalist und Stenograph tat er es seinem 19 Jahre älteren Bruder Lepold gleich, der Jus an der Universität Wien studiert hatte. Leopold Löbl arbeitete in der Tageszeitung »Die Presse« bis Mitte der 1890er Jahre. Danach kam er zur »Wiener Zeitung«, wo sich sein beruflicher Lebensweg mit dem seines Bruders Emil kreuzen sollte, bevor er 1899 in das Preßdepartement des k.u.k. Ministerratspräsidiums berufen wurde.¹⁸

Emil Löbl trat 1893 in den Dienst des Preßdepartements ein. Diesem Amt oblag die oberste Führung der in- und ausländischen Presse. Es erließ Instruktionen an die Redaktionen im Inland sowie an die Preßfilialen im Ausland. Zu den Aufgaben des Preßdepartements gehörte der Versuch, in den Gazetten des In- und Auslands österreichische Interessen zu fördern. Außerdem musste es täglich eine Zeitungsschau, geordnet nach Sachgruppen, Kaiser Franz Joseph vorlegen.¹⁹ Welchen Pflichten sich Löbl in diesem Amt zu unterziehen hatte, ist nicht bekannt.

1894 heiratete Emil Löbl Gisela Maria Basseches, geboren am 10. 06. 1870 in Brodi, Galizien. 1895 wurde dem jungen Paar die Tochter Rosalia Elvira geschenkt, 1895 der Sohn Georg Hugo. Löbl nahm die bevorstehende Geburt des Sohnes zum Anlass, den mosaikischen Glauben abzulegen und zum katholischen zu konvertieren.²⁰ Die Taufe wurde gemäß seinem Habitus als botmäßi-

¹⁷ Hannelore Burger: Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Wien/Köln/Graz 2014, S. 90.

¹⁸ Österreichisches biographisches Lexikon, (Fn 15), S. 270.

¹⁹ Paupié: Pressegeschichte, (Fn 3), Bd. 2, S. 126–131.

²⁰ Matrikelamt der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

ger wie auch geschätzter Untertan der Monarchie in der Votivkirche vollzogen, die Erzherzog Maximilian nach dem misslungenen Attentat auf Kaiser Franz Joseph unweit der Universität hatte errichten lassen. Emil Löbl verstand sich anscheinend im fin de siècle mit jenen Menschen jüdischer Herkunft gedanklich verbunden, die Akkulturation gemäß ihrem Bildungs- und Berufsstand befürworteten.²¹ Möglicherweise in der Zuversicht, religiös oder rassistisch motivierten Diskriminierungen als Person des öffentlichen Lebens, die er genuin seiner Profession war, entkommen und Akzeptanz in der überwiegend katholischen Wiener Gesellschaft erringen, wenn nicht sogar erzwingen zu können.

Im selben Jahr erschien im Berliner Verlag Freund & Jeckel seine erste Monographie unter dem Titel »*Pereat tristitia!*«. Der Titel griff einen fröhlichen Zuruf aus dem Lied »*Gaudeamus igitur*« auf, das heute weiterhin hohe Wertschätzung in akademischen Kreisen genießt. Das Buch, das Humoresken, Novelletten und Skizzen versammelt, ist in keiner österreichischen Bibliothek, sondern nur im »Kooperativen Bibliotheksverbund Berlin-Brandenburg« nachgewiesen.

1898 trat er aus dem Dienst beim Preßdepartement aus und übernahm die Funktion des stellvertretenden Chefredakteurs bei der »Wiener Zeitung«. 1909 avancierte er zu ihrem Chefredakteur.²² In dieser Eigenschaft strebte er eine Modernisierung des Staatsorgans an. Überdies bemühte er sich um eine lebendigere Ausgestaltung der »Wiener Abendpost«, der Nebenausgabe der »Wiener Zeitung«. Er wollte aus ihr ein Spätabendblatt schaffen, das breite Öffentlichkeit erreicht. Dieses Vorhaben gelang ihm nicht, was an der mangelhaften Vertriebsorganisation der »Wiener Zeitung«

²¹ Vgl. Marsha Rozenblit: Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität. Wien 1988, S. 9 f.

²² Österreichisches biographisches Lexikon, (Fn 15), S. 270.

und zum anderen an Hemmungen seitens des Herausgebers, des Ministerratspräsidiums, lag.²³

1903 publizierte Löbl »Kultur und Presse«. Die dafür notwendig gewesene Verarbeitung einer Vielzahl unterschiedlicher Fachliteratur lässt darauf schließen, dass er lange Zeit hindurch an seinem Opus Magnum gearbeitet hat. Die Berücksichtigung selbst aller jüngst erschienener Publikationen, so etwa der am 8. August 1903 herausgekommenen Festschrift der »Wiener Zeitung«, beweist, dass er bis knapp vor der Drucklegung des Manuskripts in der hauseigenen »Österreichischen Staatsdruckerei« intensiv am Werk gearbeitet hat. Welcher Arbeitsmethode er sich bei den Literaturrecherchen sowie bei der Umsetzung von Rechercheergebnissen für die Textgestaltung bedient hat, lässt sich mangels autobiographischer Aufzeichnungen nicht eruieren. Sie bleibt sein Geheimnis. Es kann davon ausgegangen werden, dass er über eine umfangreiche Privatbibliothek verfügt hat. Ungewiss ist, ob ihn Erfahrungen bei der »Wiener Zeitung«, der »hohen Schule des Journalismus«, zur »Kultur und Presse« angetrieben haben. Als solche apostrophierte er sie anlässlich ihres 225-jährigen Bestandsjubiläums. Er habe in ihr gelernt, »mit Feingefühl zu schreiben, sorgfältig die Wirkung des gedruckten Worts abzuwägen und ernste Verantwortung zu übernehmen, über sich in der Regel keine andere Instanz als sein eigenes Gewissen und Pflichtbewußtsein«.²⁴

1909 erhielt Emil Löbl den Titel »k.u.k. Regierungsrat« und 1911 den Titel »Wirklicher Hofrat«. Am 30. Oktober 1917 schied er aus der »Wiener Zeitung« und trat als Chefredakteur in den Dienst

²³ Franz Stamprecht: Die älteste Tageszeitung der Welt. Werden und Entwicklung der »Wiener Zeitung«. Wien 1977, S. 376 f.

²⁴ *Wiener Zeitung*, 15. Mai 1928, S. 4.

des 1867 gegründeten »Neuen Wiener Tagblatts«. ²⁵ Zwei Wochen davor gab das 1893 gegründete, liberal eingestellte »Neue Wiener Journal« den bevorstehenden Wechsel an, versehen mit dem Attest, Löbl sei ein »Journalist von gediegenem Wissen, er verfüge über eine »ausgezeichnete Feder« und besitze »unbedingte Integrität des Charakters«. Im Hinblick auf die Konsequenz des Wechsels äußerte sich das »Neue Wiener Journal« vorsichtig: Ob Löbl »in seiner neuen Stellung die nötige Unabhängigkeit haben wird, um die alten demokratischen Tendenzen des »Neue Wiener Tagblatts«, die leider in den letzten Jahren nicht immer deutlich zu Tage getreten waren, wiederherzustellen und zu wahren, wird erst die Zukunft weisen.« ²⁶ Wie berechtigt diese abwartende Haltung war, erwies sich nach dem Ersten Weltkrieg. Das »Neue Wiener Tagblatt« unterstützte die »Heimwehr«, die bewaffnete Formation des »rechten« Lagers in Österreich, wie auch die Politik der Christlichsozialen Partei. Anlässlich des 60. Geburtstages des »Neuen Wiener Tagblatts« feierte Löbl diese Blattlinie und ließ zugleich seine eigene politische Haltung gegenüber dem »linken Lager« erkennen: »Es [das »Neue Wiener Tagblatt«] war stets bemüht, ausgleichend und vermittelnd in die inneren Kämpfe einzugreifen, und wir sind dieser Überlieferung auch nach dem Umsturze [sein immer wieder verwendeter Begriff für die Ausrufung der Republik am 12. November 1918] treu geblieben. Allein die Gegensätze haben sich leider im solchen Ausmaße verschärft, dass das Bürgertum, als dessen Anwalt und Sprachrohr wir uns fühlen, eine feste Abwehrstellung beziehen musste. Eine vermittelnde Mission wird erst dann wieder zum Erfolg einsetzen können, wenn auf der anderen Seite der Wille sichtbar wird, den verhängnisvollen Klassenkampf einzustellen, dem Bürgertum

²⁵ Österreichisches biographisches Lexikon, (Fn 15), S. 270.

²⁶ *Neues Wiener Journal*, 16. Oktober 1917, S. 5.

seinen Wert und sein Recht auf ungeschmälertes Dasein zuzubilligen.«²⁷

1924 veröffentlichte Emil Löbl seine dritte Monographie unter dem Titel »Verlorenes Paradies. Erinnerungen eines alten Wieners« im Wiener Rikola-Verlag. In diesem Band brachte er vornehmlich Feuilletons unter, die er während der frühen 1920er Jahre im »Neuen Wiener Tagblatt« veröffentlicht hatte.

1935 erhielt Löbl in der neu geschaffenen »Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde« die Funktion des Vizepräsidenten. Auf dem Boden dieser Gesellschaft entwickelte sich die Idee, ein wissenschaftliches Institut zur Erforschung der Presse zu gründen. Aus welchen Gründen diese Idee versickerte und schließlich zu einem Kurs für Zeitungskunde im Rahmen der 1936 gegründeten Österreichischen Pressekammer führte, ist nicht bekannt.²⁸ Eduard Ludwig, Präsident der Österreichischen Pressekammer, sah in der Zeitungswissenschaft einen Dienst in der geordneten Gesellschaft. Die Errichtung der Pressekammer wird im Rückgriff auf folgenden Satz aus »Kultur und Presse« begründet: »Der völlige Mangel einer öffentlich-rechtlich anerkannten Organisation ist in hohe Maße mitschuldig, sowohl an den inneren Gebrechen des Pressewesens wie an der Minderung seiner Position.«²⁹ Für die weitblickende Gedanken, die Löbl hinsichtlich einer journalistischen Ausbildung entworfen hatte (vgl. 6.2), blieb allerdings kein Platz. Es erfüllte sich bloß formal seine Idee, dass nur eine »öffentlich-rechtlich anerkannte Organisation imstande sei, die soziale Position des Journalismus zu heben«. (236) Löbl unter-

²⁷ Sechzig Jahre. In: *Neues Wiener Tagblatt*, 6. März 1927, S. 1 f.

²⁸ Wolfgang Duchkowitsch: *Medien: Aufklärung – Orientierung – Missbrauch*. Wien 2014, S. 314.

²⁹ Stefan Dörfler: *Wesen und Werden der Österreichischen Pressekammer*. Wien 1936, S. 3.

richtete im Sommersemester 1937 »Gutes Zeitungsdeutsch«, immerhin eine Würdigung seiner dazu formulierten Ausführungen in »Kultur und Presse« (163-193). Im Wintersemester 1937/38 leitete er ein Praktikum mit Seminarcharakter.³⁰ Im Zuge des »Anschlusses« Österreichs an das Deutsche Reich am 12. März 1938 wurde der Kurs für Zeitungskunde geschlossen.³¹

Am Vormittag dieses Tages wurde Löbl in der Redaktion des »Neuen Wiener Tagblatts« von einem Trupp uniformierter Rabauken überfallen und aufgefordert, das Haus augenblicklich zu verlassen.³² Nur wenig später erhielt er einen offiziellen Entlassungsbescheid. Die Gestapo verhaftete ihn, seine Frau Gisela Maria und die Tochter Rosalia Elvira. Sie plünderte die Wohnung und versiegelte sie bis auf ein Zimmer, in dem sie zu dritt nach ihrer Enthftung ihr Leben einzurichten hatten. Emil Löbl wurde am 10. Dezember 1938 zur Entrichtung der »Sühneabgabe« und am 21. September 1939 zur Zahlung der Reichsfluchtsteuer gezwungen. Den Lebensunterhalt der Familie bestritt er mit einer Rente in der Höhe von RM 250,00. Gisela Löbl wurde am 13. August 1942 nach Theresienstadt deportiert und von dort am 26. September 1943 nach Auschwitz, wo sie ums Leben kam. (Claims Resolution Tribunal) Emil Löbl entging der Deportation nur deshalb, weil er bereits auf dem Totenbett lag. Er hauchte am 26. August 1942 sein Leben im Spital der Israelitischen Kultusgemeinde aus. Zu Grabe getragen wurde er auf dem Friedhof in

³⁰ Vorlesungsverzeichnis. Akademie für Presse und Politik. (Kammerkurse der Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde.) Wien 1937, ohne Paginierung.

³¹ Duchkowitsch, Medien, (Fn 28), S. 314.

³² Fritz Hausjell: »Die undeutschen und zersetzenden Elemente in Österreichs Presse werden in kürzester Zeit restlos ausgemerzt sein.« In: Oliver Rathkolb / Wolfgang Duchkowitsch / Fritz Hausjell: Die veruntreute Wahrheit. Hitlers Propagandisten in Österreichs Medien. Salzburg 1988, S. 183–197, hier S.185.

Schwechat, einer damals zu Groß-Wien gehörigen Stadt. Der Friedhof war diözesan und befand sich daher außerhalb des nationalsozialistischen Herrschaftsgebiets.³³ An seinem Grab stand eine »beschämend kleine Schar«, wie sich Rudolf Holzer, ehemaliger Berufskollege in der »Wiener Zeitung«, im Nachruf auf ihn am 17. Februar 1946 erinnerte.³⁴

3. Das Buch »Kultur und Presse«

Otto Groth bezeichnete »Kultur und Presse« als die »wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirkungskräftigste Schrift eines Praktikers, der man einen hohen wissenschaftlichen Rang nicht absprechen kann«.³⁵ Fachkompetenz hatte Emil Löbl bereits 1896 und 1901 im Rahmen von zwei Beiträgen bewiesen. Der eine handelte von der »Tagespresse in ihren Beziehungen zum geistigen Leben der Gegenwart« und der andere behandelte die »Zukunft der Presse«.³⁶

Im Buch »Wegbereiter der Publizistik in Österreich« wurde »Kultur und Presse« als »Versuch einer ersten systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens« vorgestellt.³⁷ Damit wurde ein Einstieg gewählt, den Löbl selbst benutzt hatte. Er präsentierte sein Werk als Versuch, der deshalb gewagt werden müsse, weil das »moderne Pressewesen vielfach

³³ Claims Resolution Tribunal. Fall Nr, CV96-4849. Claim Number: 501752/ CU/TC.

³⁴ Rudolf Holzer: Dr. Emil Loebel †. In: *Wiener Zeitung*, 17. Februar 1946, S. 4.

³⁵ Otto Groth: *Die Geschichte der deutschen Zeitungswissenschaft. Probleme und Methoden*. München 1948, S. 314.

³⁶ Emil Löbl in: *Deutsche Rundschau*. Bd. 83 (1896), S. 433 ff. sowie in: *Über Land und Meer*. Jg. 43 (1901), S. 565 f.

³⁷ Michael Schmolke: *Wegbereiter der Publizistik in Österreich*. Wien/St. Johann/Pongau 1992, S.183.

parteimäßig und pamphletisch« behandelt werde. Gegenüber einem Kulturphänomen, wie es die moderne Presse ist, sei »eine wissenschaftliche Betrachtungsweise geboten, welche die objektive Feststellung von Tatsachen und Zusammenhängen anstrebt« (66). Diesen Anspruch erfüllte Löbl weitgehend als Privatgelehrter. Seine Belesenheit alter und neuer, selbständig wie unselbständig erschienener Primär- und Sekundärliteratur bekundete er in pressehistorischen Exkursen, vielen Fußnoten wie auch in Informationen über die Presse in Deutschland, Frankreich, in Großbritannien und in den USA.

Seine Auffassung, dass die Presse wegen der »superiören Verachtung« der Gelehrten, insbesondere der deutschen, bisher nur wenig eigenständig beachtet wurde, stützte er im Rückgriff auf die 1845 veröffentlichte »Geschichte des deutschen Journalismus« von Robert E. Prutz ab. Emil Löbl erachtete für diesen Befund folgende Formulierung als geeignet: »Der richtige Akademiker in deutschen Landen schreibt nicht *für* die Zeitung, er schreibt auch nicht *über* sie³⁸ und läßt ein Gebiet brach liegen, auf welchem wissenschaftliche Arbeit reichlich lohnen würde« (71). Ein allzu strenger Befund angesichts der Denk- und Wertkategorien, die Heinrich Moritz von Richter, geboren 1841 in Prag, Doktorat in Leipzig sowie danach in Graz, Kulturhistoriker und Feuilletonist, in seine 1888 publizierte Abhandlung »Die Wiener Presse 1848 bis 1888« hatte einfließen lassen.³⁹ Kategorien, denen Löbl selbst große Bedeutung zumaß, ohne dabei auf Richter zu rekurrieren.

³⁸ Die im Original bei Löbl gesperrt gedruckten Hervorhebungen werden in Zitaten aus dem Löbl-Text gemäß dem Original in Kursiv-Satz übernommen.

³⁹ Heinrich Moritz Richter: Die Wiener Presse 1848–1888. In: Denkschrift zum 2. Dezember 1888. Herausgegeben vom Gemeinderate der Stadt Wien. Band 2. Wien 1888, S. 409–468, hier S. 413.

Weshalb nicht, gibt Rätsel auf. Vermied er Richter zu erwähnen, weil er sich mit dessen Bezeichnung »Leidensepoche«⁴⁰ nicht identifizieren konnte, in der sich die Presse in Wien nach dem Ende der Revolution 1848 bis zum Pressegesetz 1862 faktisch befunden hat? Wollte er ihm vielleicht die Reverenz wegen dessen liberaler Grundhaltung⁴¹ verweigern? Oder meinte er, Richter deshalb übergehen zu können, weil ohnehin bekannt sei, unter welchen Hemmnissen die Presse sich zu ihrer heutigen Größe entwickelt hat? (69) Auf ähnlicher Linie befindet sich vermutlich, dass er keine der Arbeiten von Ernst Victor Zenker – fast gleich alt wie er, ein Freimaurer, beruflich Schriftsteller, Journalist, Pressehistoriograph und Politiker – über die Geschichte der österreichischen und Wiener Journalistik zitiert hat,⁴² – hingegen wohl aber die deutsche Pressegeschichte von Ludwig Salomon.⁴³ Sein Diktum, »wir sollten uns nicht darum kümmern, *wie* das alles geworden ist, sondern *was* geworden ist«, enthüllt die unterschiedliche Vorgangsweise nicht. (69) Ein Schlüssel dafür könnte darin gefunden werden, dass Löbl eine »dogmatische Behandlung des gesamten Pressewesens« zu versuchen versprach und dabei verdeckt Werturteile in seine Betrachtungen einfließen ließ. Dem Anspruch auf Werturteilsfreiheit wurde Löbl vor allem da nicht gerecht, wo er seine Analyse des Zeitungswesens mit Optimierungsvorschlägen verband.⁴⁴

⁴⁰ Richter, Wiener Presse, (Fn 39), S. 423.

⁴¹ Siehe Schmolke, Wegbereiter, (Fn 37), S. 228.

⁴² Siehe Zenker, (Fn 4).

⁴³ Ludwig Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiedererrichtung des deutschen Reiches. 2 Bände. Oldenburg 1900 und 1902.

⁴⁴ Meyen/ Löblich, Klassiker, (Fn 1), S. 133.

Im ersten Kapitel benennt und erklärt Löbl die konstituierenden Elemente der Zeitung: Periodizität, Einheitlichkeit des Unternehmens, Allgemeinheit des Interesses, Aktualität, Kollektivität des Inhalts und Absicht der Publizität. Demnach bestimmt er die Zeitung als »eine in regelmäßigen Zeitintervallen erscheinende, durch mechanische Vervielfältigung allgemein zugänglich gemachte Publikation von kollektivem, mannigfachem Inhalt, der durch Allgemeinheit des Interesses gekennzeichnet, sowie aus den Ereignissen und Zuständen der unmittelbaren Gegenwart geschöpft ist.« (78) Diese Definition, teilweise auf begriffliche Darlegungen von Ernst Neukamp aus den Jahren 1894 und 1898 gestützt,⁴⁵ lässt in Grundzügen die deskriptive Begriffsbestimmung der Zeitung in der Lehre von Emil Dovifat erkennen: »Die Zeitung vermittelt jüngstes Gegenwartsgeschehen in kürzester regelmäßiger Folge der breitesten Öffentlichkeit.«⁴⁶ Dank kritischer Einwände gegenüber normativen Ansprüchen an den Journalismus, wie sie während der späten 1960er und frühen 1970er Jahren erfolgten, kommt dieser deskriptiven Definition nur mehr fachhistorischer Wert zu.

Im zweiten Kapitel nahm Löbl eine Differenzierung der Zeitung in politische und nicht politische Blätter vor. Zur nicht politischen Presse zählte er die Fachblätter, die Unterhaltungsblätter sowie die Anzeige- oder Intelligenzblätter. (83 f.) Zwischen der politischen Presse und den Unterhaltungsblättern siedelte er die politisch-satirischen Blätter an. Sie gehörten aufgrund ihrer »inneren Natur« aber mehr zur politischen Presse. Gemäß seiner

⁴⁵ Ernst Neukamp: Lemma: Zeitungen, Zeitungswesen, Zeitungsanzeigen. In: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1894, Band 6, S. 804 ff. Ders.: Lemma: Zeitungen. In: Wörterbuch der Volkswirtschaft. Jena 1898, Band 2, 926 ff.

⁴⁶ Emil Dovifat: Zeitungslehre. Berlin 1931, Band 1, S. 9.

bürgerlichen Werthaltung fällte er über die politisch-satirischen Blätter folgendes Urteil: Sie neigen zum Radikalismus und wirken »antikonservativ«. Sie seien leicht imstande, »Leser ohne festen Halt zu einem unfruchtbaren Kritizismus zu erziehen«. (83) Abseits dieser Taxierung betrachtet, klingt hier bereits an, womit er sich im Zentrum des Werks (Teil 3: »Presse und Gesellschaft«) beschäftigt hat: mit der Frage nach dem geistigen Einfluss der Presse auf die Leserschaft.

Als sachkundiger Journalist, zugleich als Privatgelehrter mit reichem Wissen von Fakten der Pressegeschichte ausgestattet, verpflichtete sich Löbl einer Kanonisierung der Stoffgliederung in der modernen Zeitung. Die Gliederung des Stoffs habe nach zwei Gesichtspunkten zu geschehen, nach dem inneren Merkmal der Funktion und nach der äußeren, sinnfälligen Anordnung, d.h. nach Rubriken. Drei Funktionen habe die moderne Zeitung gemäß ihrer Aufgabe für das Publikum hauptsächlich zu erfüllen: erstens die referierende Funktion, also die Funktion der Nachrichtenvermittlung; zweitens die rasonierende und propagandistische, die sich in Kritik, Meinung und Urteil äußere und schließlich die ökonomische Funktion, die Löbl als Funktion der Publizitätsvermittlung (Inserate, Annoncen) vorstellt. Lediglich als »Nebengruppe« behandelte er den rein schöngeistigen Inhalt einer Zeitung. (95) Die schöngeistige Produktion an sich, losgelöst vom Aktuellen, wie etwa der Roman, die Novelle und Novelette, ja selbst ein Stück reiner Lyrik habe in der modernen Presse ein weites Gebiet erobert. Ansonsten aber trete das schöngeistige Moment nur als »Schmuck und Zierde des *Aktuellen*« auf. Aktuelles zu berichten, sei ja schließlich die Domäne der Zeitung. (136) Aktualität, Raschheit und Zuverlässigkeit seien als wesentliche Faktoren einer reinen, tendenzlosen Berichterstattung zu erkennen. In diesem Zusammenhang flocht Löbl der »Wiener Zeitung« eine Meisterkrone. Sie sei 1703, bei ihrer Gründung, unter dem

Motto aufzutreten, der bloßen Wahrheit zu dienen und sich jeglichen Kommentars zu enthalten. (100 f.) Einer Wahrheit, das darf kontrafaktisch eingerückt werden, die sich bloß der strengen absolutistischen Medien- und Kommunikationspolitik des Wiener Hofes angemessen verhielt. Überdies sei angemerkt, dass Löbl in diesem Zusammenhang das Motto der nur wenige Monate vor der Etablierung des »Wienerischen Diariums« in Wien gegründeten Zeitung »Mercurius« glattweg übersehen hat. Der »Mercurius« war auf den Plan getreten, die »wichtigsten in Europa vorgegangenen Novellen« mit »couriosen Raisonements und Politischen Reflexionen« zu untermengen. Um sich gegenüber einem solchen Konkurrenten auf dem Wiener Zeitungsmarkt positionieren zu können, blieb dem »Wienerischen Diarium« gar keine andere Wahl als zu versichern, sich jeglichen Kommentars zu entziehen. Als Beleg aus jüngerer Zeit für das zu bewahrende Prinzip der Wahrheit führte Löbl die Replik eines leitenden Redakteurs der »Wiener Zeitung« auf die Beschwerde der vorgesetzten Behörde an, er habe einen der Regierung unbequemen Artikel drucken lassen. Die Replik lautete: Es obliege dem Verfasser als oberste Pflicht, die Weltbegebenheiten getreu, vollständig und frühzeitig dem Publikum vorzulegen. Das sei die »einzige Bestimmung der Zeitungen und nur, was vorgeht, zu erfahren, werden sie gelesen«. (101) Mit dem Hinweis auf diese Episode stellte Löbl standhaftes Auftreten sicher. Zugleich versicherte er sich eines Beitrags seines Berufskollegen Eugen Guglia in der 1903 herausgegebenen Festschrift der »Wiener Zeitung«: Eine Zeitung sei doch nur bestimmt, durch Tatsachen zu sprechen. Daraus sich ergebenden Betrachtungen seien der Leserschaft zu überlassen. (101)

Welcher Darstellungsform des Stoffs er zugetan war, ja als stellvertretender Chefredakteur der »Wiener Zeitung« verpflichtet war, offenbaren seine Ausführungen zur rasonierenden und pro-

pagandistischen Funktion der Zeitung. In diesen wiederholt er Argumente, die er in seinem kurzweilig gestalteten, sauber recherchierten Beitrag für die Festschrift der »Wiener Zeitung« vorgebracht hatte, gipfelnd systemimmanent in der Entrüstung, dass sich das Blatt durch die »Märzereignisse« des Jahres 1848 »völlig revolutioniert« habe, sich »über Nacht in eine politische Posaune« verwandelt habe, zu einem Teil der »presse d'opinion« geworden sei.⁴⁷ Im Buch versagte er sich die Feststellung nicht, dass die »subjektivistische« Funktion der Zeitung überall dort gediehen sei, wo sie nicht etwa durch die Staatsgewalt niedergehalten wurde (123). Konträr zu den »germanischen Völkern« lasse sich bei den »lateinischen Völkern« eine Kultivierung des Subjektiven erkennen – gemäß eines »nationalen Charakters«, gemäß intellektueller Eigenart der Nationen, ohne sich dabei auf das Zustandekommen und Zusammenspiel kollektiver Identität und kollektivem Gedächtnis einzulassen (123).

Um seinen Standpunkt hinsichtlich einer objektiven und »subjektivistischen« Funktion der Presse unmissverständlich erkennen zu lassen, agierte Löbl mithilfe einer zweiseitigen Argumentation. Die Zeitung habe schon längst ihre Aufgabe verloren, als »Depositorium« der mannigfachsten Meinungen zu dienen, mit denen sich die Redaktion keinesfalls zu identifizieren habe. Die meisten Blätter von Rang und Ansehen wollen sich heute als Organe der »presse d'opinion« sehen, als »lebendige Faktoren der öffentlichen Meinung«, als »bestimmende und mitwirkende Elemente« in der Politik eines Landes (128). Damit kämen sie der großen Majorität der Leser entgegen. Denn die große Majorität könne der publizistischen Führung nicht mehr entbehren, seien doch die öffentli-

⁴⁷ Emil Löbl: Die Entwicklung der journalistischen Technik in der Wiener Zeitung. In: Zur Geschichte der kaiserlichen Zeitung. Wien 1903, S. 12-18, hier S. 17.

chen Dinge so komplex geworden, dass der »Berufsmensch«, der seinen eigenen Dingen Zeit und Aufmerksamkeit widmen muss, ohne sachkundige Leitung sich kaum mehr »in dem Wirrsal« zurecht finden« würde (129). Dagegen entwirft er das Bild tiefgründiger Menschen. Sie fühlen sich unangenehm berührt durch die »Fixigkeit, womit der Journalist sein Urteil über jedes Ereignis augenblicklich sich bildet und zu Papier bringt«. Ihr »Selbständigkeitssinn« sträube sich, über jedes Ereignis eine fertige Meinung vorgesetzt zu erhalten (129). Wieder einmal ist es der Leser, in diesem Fall der gebildete, tiefgründige Leser, den Löbl geistig vor sich sieht, um zugleich zu notwendiger Anhebung journalistischen Niveaus anzustacheln sowie »größere Sparsamkeit im Verschleiß politischer Ansichten, vertiefte Sachlichkeit, strengen Ernst und peinliche Gewissenhaftigkeit in der Abgabe politischer Meinungsäußerungen« zu empfehlen (130).

Ausführungen zu den Grundregeln journalistischer Praxis spannte Löbl vor dem Hintergrund der begrifflichen Merkmale der Zeitung auf. Unerlässliche Voraussetzung für das Gedeihen einer Zeitung sei die Periodizität. Als historisch versierter Praktiker bedient er sich dazu des Satzes von August Zang, der 1848 in Wien die Zeitung »Die Presse« gegründet hatte: »Die schönste Nummer sei wertlose Makulatur wenn sie der Leser nicht zur rechten Zeit erhält.« (156) In Bezug auf die »Allgemeinheit des Interesses« notierte er, es sei Polemik gegen andere Blätter zu meiden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, lasse sie nämlich »außer den beteiligten Kämpfern alle Welt kalt.« Denkbar ist, dass er mit diesem Postulat journalistische Konkurrenz vor Augen hatte, maskiert bloß durch einige Zitate aus dem Buch »Comment lire les journaux« von George-Lespinasse Fonsegrive, erschienen in Paris 1903. (*106) Das Begriffsmerkmal »Aktualität« verband Löbl amüsant-geistig mit der journalistischen Tugend der Recherche: »Die Zeitung, die ihrem Publikum erfundene Neuigkeiten vor-

setzt, hat bald ausgespielt.« (157) Dass diese Einschätzung in unserer Zeit nicht gilt, beweisen Boulevardblätter zur Genüge. Bürgerlichem Bildungswissen entsprechend zitierte Löbl das »Wort des klugen Direktors aus dem Vorspiele zu ›Faust‹«, als er sich dem Prinzip der Kollektivität zuwandte: »Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen, ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen: Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.« (158) Kennzeichnend für Löbl ist, dass er auch in diesem Zusammenhang die Leserschaft indirekt anspricht.

Mit der Angabe von Grundregeln journalistischer Praxis schloss Löbl den Bogen von der Begriffsbestimmung der Zeitung zur angekündigten Abgabe praktischer Tipps. (69 f.) Der Publizist müsse der Versuchung widerstehen, für den engeren Kreis der Berufsgenossen zu schreiben, für das »Literatencafé« oder den »Publizistenklub« statt für den »häuslichen Leser am Frühstückstische« (156). Beim Entwurf dieses Bildes dachte Löbl vermutlich an das Cafe Zentral, das in »Wien um 1900« ein beliebter und geselliger Treffpunkt für Persönlichkeiten aus Kunst, Literatur, Politik und Wissenschaft war, eine weltanschauliche Institution, die er als beamteter Journalist bei der »Wiener Zeitung« mutmaßlich nicht frequentierte. Ob er mit dem »Publizistenklub« den Presseklub »Concordia« gemeint hat, erscheint weniger denkbar. Eine andere Grundregel, die er zur Maxime erhob, goss er in folgende griffige Formel: Der Journalist ist nicht »Gesetzgeber, nicht Lehrer, nicht Dichter«. Was sein Tun tagein, tagaus bestimmt, kleidete Löbl literarisch ein: Er »spricht aus dem Tag heraus und für den Tag, er spricht zu einem Leser, den »tausendfältige Interessen in Anspruch nehmen und der Zeitungslektüre nur die flüchtige Aufmerksamkeit einer freien Stunde zuwendet«. (166)

Fragen des Journalismus ging Löbl von drei Eckpunkten an: Berufsjournalistik und ihre Stellung in der Gesellschaft, Anonymität

und journalistische Ausbildung. (225–265) Angesichts voran gegangener Ausführungen überrascht nicht, dass er in seiner Synopse von Praxis bezogenem und wissenschaftlichem Denken den Berufsjournalismus als unentbehrlich bezeichnete, eng in geistige Verbindung gebracht mit der Produktion ökonomische Güter als Prinzip von Dienstleistung. Modern mutet seine Auffassung an, der Berufsjournalismus soll nicht die »alleinige und ausschließliche Gewalt über das Preßwesen« haben. Sein Postulat lautete: Die Tageszeitungen sollen das »größte Gewicht darauf legen, Männer, die außerhalb des beruflichen Kreises stehen, in möglichst großer Zahl zur Mitarbeit heranzuziehen« (229). Diese Idee ging weit über eine Ausprägung von Journalismus hinaus, die mit dem Begriff Service-Journalismus verbunden ist. Sein Postulat deutete eine exquisite Integrationsaufgabe an: Tageszeitungen sollen »intimen Kontakt mit dem praktischen Leben in allen Zweigen pflegen«. (229) Eine idealistische Position, der er sich im späteren Kapitel »Presse und Gesellschaft« selbst nicht gerade hingebungsvoll zugewendet hat. Die Möglichkeit eines anderen großen Gewinns für das Ansehen des Journalismus sah Löbl in der Beseitigung der Anonymität. Er versprach sich von ihr ein wahres Bündel an Früchten: intellektuelle und sittliche Anhebung, Veredelung der Sprache sowie Verbesserung der materiellen und sozialen Lage des Journalismus (255).

Im Umgang mit Fragen der journalistischen Ausbildung erwies Löbl der Aktualität, dem hoch gelobten Prinzip in der Presse, nun im Buch selbst seine Referenz: Er machte auf den Plan von Joseph Pulitzer aufmerksam, eine Journalistenschule an der Columbia University in New York einzurichten, wofür dieser als Eigentümer der »New York World« im August 1903 als Starthilfe einen hohen Betrag zu spenden versprochen hatte (260). Unerwähnt ließ Löbl, dass Pulitzer die »Concordia« als Standesvertretung der österreichischen Journalisten und Schriftsteller um Rat ersucht hatte, wie

eine Journalistenschule am zweckmäßigsten eingerichtet werden könne. Der Hintergrund für sein Ersuchen ist darin zu sehen, dass Pulitzer ein »Alt-Österreicher« war. Geboren 1847 in Ungarn, war er im Alter von 17 Jahren in die USA ausgewandert. Nach langen Beratungen votierte die »Concordia« für die Etablierung eines »journalistischen Seminars«. Es solle nicht eigenständig agieren, sondern an die in fachlicher Kompetenz am nächsten stehende juristische Fakultät anzuschließen sein. Im Seminar solle eine Zeitung produziert werden, um schon frühzeitig für die notwendige Berufsvorbereitung zu sorgen. Bevor die »Concordia« zur Ausarbeitung eines Detailprogramms kam, musste sie feststellen, dass der Plan für die Errichtung einer Journalistenschule »bereits fix und fertig« war.⁴⁸

Im Kontext mit Fragen der journalistischen Ethik gab sich Löbl dem Stoffgebiet der Presse und dessen Wandlungen seit dem 18. Jahrhundert hin. Als Beleg für die stattgefundenen Veränderungen dienten ihm scharfzüngig formulierte Sätze von Kaspar Stieler (1695) und Johann Peter von Ludewig (1700) wider die unangebrachte Neugierde des »gemeinen Mannes« an Staatsangelegenheiten (87). Gegensätzlich dazu zog Löbl das »Betrugslexikon« aus dem Jahr 1721 heran. Es brandmarkte Meldungen aus der Privatsphäre »vornehmer Herren«. Dass er mit diesem Beleg für stattgefundene Veränderungen die Permanenz von »Hofnachrichten« in der »Wiener Zeitung« sowie insbesondere im »Illustrierten Wiener Extrablatt« konterkarierte, übersah er als beamteter Untertan des Kaisers geflissentlich. Als symptomatisch für ihn ist ebenso seine Auffassung zu erkennen, dass der Deutsche »im allgemeinen das größte Maß an zartfühlender Zurückhaltung zu besitzen« scheint, während das »starke Übergreifen in die persönliche Sphäre

⁴⁸ Peter Eppel: »Concordia soll ihr Namen sein ...«. Eine Dokumentation. Wien/Köln/Graz 1984, S.138.